

Philosophie als Wissenschaft

Philosophie ist eine Wissenschaft und ihre ältesten uns bekannten Dokumente im europäischen Kulturraum entstanden ungefähr 500 Jahre v. Chr.

Philosophie, die „Liebe zur Weisheit“ (φιλοσοφία / philosophía), war bereits in ihren archaischen Anfängen eine Suche nach Antworten auf grundlegende Fragen. Zwar sind etliche jener Textfragmente, die uns aus der Zeit der sogenannten *vorsokratischen Philosophie* erhalten geblieben sind, in einer Sprache und Form verfasst, die heute nicht mehr geeignet zu sein scheint, diese Texte mit wissenschaftlichem Denken in Verbindung zu bringen. Dennoch begegnet uns in diesen Fragmenten erstmals ein Denken, das die Entwicklung der Wissenschaften, vor allem aber die Entwicklung der Ethik, maßgeblich beeinflusst hat. Philosophieren ist in der griechischen Antike – wie auch heute noch – im Wesentlichen ein Nachdenken über das, was vor aller Augen liegt. Auch wenn wir heute unter „Weisheit“ eher ein Denken verstehen, das aus der Reflexion subjektiver Erfahrungen entstehen mag, so ist doch dieses Nachdenken über unsere *Lebenswelt* immer auch ein Nachdenken über unsere Natur und über die Natur, die uns umgibt. Auch archaische Reflexionen über die Natur der Dinge waren Formen wissenschaftlichen Denkens; und was zur Zeit der griechischen Antike als „Liebe zur Weisheit“ galt, war zumindest in der griechisch-römischen Philosophie eine Einübung in wissenschaftliches Denken überhaupt. In dieser Tradition steht die Philosophie bis heute. Sie ist keine Sammlung von Lehrschriften. Ihre Texte dokumentieren vielmehr ihre wissenschaftliche Entwicklung und die Dynamik ihrer Theorien. Philosophie ist - in ihren frühen Entwicklungsstadien - der erkennbare Versuch, volksmythologische Überzeugungen und religiöse Lehrschriften durch frühe Formen wissenschaftlichen Denkens zu ersetzen.

Unsere heutige Einteilung der Wissenschaften war der Antike noch weitgehend unbekannt und wäre den Menschen jener Zeit unverständlich erschienen. Obwohl bereits mit Aristoteles eine Systematisierung der Wissenschaften einsetzte, galt die Philosophie dieser Zeit noch als „Universalwissenschaft“ und - bis weit in die Neuzeit hinein - als transdisziplinäre Wissenschaft, in der beispielsweise auch Fragen der Astronomie, der Musik, der Rhetorik oder der Arithmetik behandelt wurden. Zugleich zeigen uns diese frühen Anfänge der Wissenschaft, erstmals in der Wissenschaftsgeschichte, dass die argumentative Kraft philosophischer Gedanken aus rationalen Motiven abzuleiten war, unabhängig von den religiös-mythologischen Konventionen der Zeit, aber auch weitgehend unabhängig von den jeweiligen regionalen machtpolitischen Konstellationen griechischer Stadt-Staaten.

Anders gesagt: Die europäische Geschichte der Philosophie ist die Geschichte einer ursprünglich als Universalwissenschaft gedachten Philosophie, die sich im Laufe der Jahrhunderte in eine stets größer werdende Anzahl von Einzelwissenschaften ausdifferenzierte. Einzelwissenschaften, die sich ihrerseits aus ihrem ursprünglichen Entstehungskontext zu lösen begannen. Die Geschichte dieser Wissenschaft beginnt zwar nicht erst mit Sokrates, aber zweifellos beginnt mit Sokrates die Ethik als wissenschaftliche Disziplin, die vor dieser Zeit und als ein spezifisch wissenschaftliches Denken in der Philosophie der Antike noch kaum nachweisbar ist.

Die griechische Philosophie unterscheidet sich in ihrer wissenschaftlichen Ethik deutlich von reinen Weisheitslehren, wie wir sie etwa zeitgleich in Asien bei *Konfuzius* (551 - 479 v.Chr.) oder im indischen Buddhismus finden. Weisheitslehren finden wir im Mittelmeerraum erst in der Spätantike, an den Schnittstellen der griechisch-römischen und christlichen Strömungen der Philosophie¹. In ihren Anfängen begegnen uns nahezu ausschließlich Formen des Denkens, die weniger an Fragen

1 Etwa bei den Philosophen *Seneca* (1-65 n. Chr.), *Marc Aurel* (121-180 n.Chr.) oder *Boethius* (480-524 n. Chr.).

einer gelingenden Lebensführung als vielmehr an naturphilosophische Probleme erinnern². Was hält die Welt zusammen? Wasser, Feuer oder Luft? Sind es atomare Teilchen, geometrische Urformen oder sind es vielmehr deren Ideen, denen wir verdanken, dass überhaupt etwas existiert? Was bedeutet es, dass etwas *ist*, anderes aber nicht? Diese und verwandte - ebenso archaische wie zeitlose - Fragen nach der Natur der Dinge verhalfen der Philosophie der Antike [.] aus dem Bannkreis ausschließlich mythologischer Weltbeschreibungen und Schöpfungsmythen herauszutreten und ein vernunftgeleitetes Denken zu entwickeln. Hier – wenn überhaupt irgendwo – sind die Anfänge des verschriftlichten wissenschaftlichen Denkens im europäischen Kulturraum zu finden und damit auch die Anfänge der Ethik als einer philosophischen Wissenschaft.

Anfänge ethischer Theoriebildung

In dieser frühen Epoche Europas, in einer Zeit der Suche nach den Grundlagen unseres Wissens, war es naheliegend, nichts weiter vorauszusetzen oder im Denken zu fordern als das, was entweder vor den Augen aller lag oder im Nachdenken über Probleme ein für alle naheliegender Gedanke war. „Vor aller Augen“ lagen aber nicht nur die erwähnten „Urelemente“: Feuer, Erde, Wasser und Luft³; vor aller Augen lag auch das gesellschaftliche Leben auf den Plätzen, Märkten und in den öffentlichen Versammlungen und Beratungen jener, die sich aktiv an der Gestaltung des Lebens in den griechischen Stadt-Staaten beteiligten. Griechenland, war jener Ort, an dem man sich intensiv mit der Frage befasste, wie in Gemeinschaften, deren Mitglieder ein gutes Leben erstreben, zu handeln sei. Die Lehre von dem, was in der Gemeinschaft und für diese zu tun sei, war von Anfang an mit einem methodischen Denken verbunden, das wir heute für jede Wissenschaft als selbstverständlich voraussetzen. Auch wenn Probleme und Fragen des angemessenen Verhaltens in den uns überlieferten Texten durchaus kontrovers diskutiert wurden, finden wir in diesen Diskussionen die methodischen Elemente früher Formen des wissenschaftlichen Denkens, nämlich rationale, überprüfbare und erweiterungsfähige Argumentationen. Damals wie heute waren die Werkzeuge der Philosophie begrifflicher Natur. Die Frage, warum Menschen untereinander gewisse Verhaltensweisen bevorzugen, andere Verhaltensweisen hingegen zurückweisen, wurde in diesen frühen Diskussionen über Ethik mit Hilfe von Argumenten entschieden und nicht unter Berufung auf vermeintliche oder reale Autoritäten, nicht unter Berufung auf religiöse Offenbarungen oder unreflektierte Konventionen.

Deskriptive und normative Ethik

Der natürliche Anfang der Ethik ist die am Leben der Mitmenschen teilnehmende Beobachtung und Beschreibung ihres Umgangs untereinander. Manchen mag diese Form der beschreibenden Ethik vielleicht naiv erscheinen, aber es gab – zur Zeit der griechischen Antike – zu dieser Methode, nämlich mit dem Offenkundigen anzufangen, keine vernünftigen Alternativen. Wer nicht weiß, was um ihn herum geschieht, kann auch keine vernünftigen Überlegungen darüber anstellen, was in seiner Umgebung geschehen *sollte*. Jede Ethik ist deshalb – systematisch betrachtet – sowohl beschreibend als auch normierend. Eine Beschreibung des gelebten Lebens der Menschen muss in jedem Falle den Anfang machen. An diesen Umstand erinnert uns bereits der Philosoph *Protagoras*

2 Beispielsweise bei Thales von Milet (624-545 v.Chr.), Anaximander (610-547 v.Chr.), Anaximenes (585-525 v.Chr.), Parmenides aus Elea (520-460 v. Chr.), Empedokles (495-435 v.Chr.), Demokrit (460-370 v. Chr.).

3 Die Tätigkeit der Seele wird seit der Antike als etwas der Luft Verwandtes gedacht, weil Wind und Seele gleichermaßen durch die Natur gelenkt werden können.

(490-411 v.Chr.). Auf ihn geht der berühmte Ausspruch zurück, der Mensch sei das Maß aller Dinge. Protagoras wurde vorgehalten, es sei „vermessen“, dies zu behaupten, denn das Maß aller Dinge sei die Gottheit, nicht aber ein beliebiger Mensch. Doch Protagoras hat auf eine ganz unspektakuläre Weise eine alte Wahrheit ausgesprochen: Menschen legen Maßstäbe fest, wenn sie Dinge messen. So betrachtet ist jeder, der einen Maßstab verwendet, mit seinem Maßstab auch das Maß der Dinge, die von ihm vermessen werden. Der Mensch ist einer, der Maß nimmt; und so gesehen ist er zweifellos nicht nur ein Messender, sondern er legt die Maßeinheiten fest und legt die Methode der Messung fest. Als man Ende des 19. Jahrhunderts die sogenannte Meterkonvention beschlossen und mit Hilfe eines Urmeters definiert hatte, was unter der physischen Längeneinheit eines Meterstabes zu verstehen ist, war es erstmals auch möglich geworden, mit Hilfe dieses Urmeters die metrische Länge eines Objektes zu vermessen. In der Anwendungsform eines Maßstabes liegt es, dass er sowohl normierend als auch beschreibend verwendet werden kann. Diese Doppelfunktion unserer Maßstäbe finden wir auch in der Ethik. Auch ethische Maßstäbe verwenden wir sowohl normierend als auch beschreibend.

Überhaupt führt uns die Metapher des Maßes und des Maßnehmens ins Zentrum der Ethik, denn diese liefert uns sittliche Maßstäbe, sowohl in der Beschreibung als auch in der Bewertung menschlicher Handlungen. Ethik ist, insbesondere in ihren Anfängen, immer auch deskriptive Ethik, denn sie sagt uns *wie* die Menschen leben, welchen Sitten und Gepflogenheiten sie folgen⁴. Auch heute würde jeder Soziologe oder Ethnologe, der die Gelegenheit erhält, beispielsweise die Lebensformen indigener Gemeinschaften zu erforschen, ihre Verhaltensweisen beschreiben, um in ihren Verhaltensweisen nach Regeln zu suchen. Ethik (ἠθικός) bedeutet - in der ursprünglichen Verwendung dieses Begriffes: Sitte und Gepflogenheit im Gemeinschaftsleben der Menschen, an einem Ort, zu einer bestimmten Zeit und in einem überschaubaren Personenkreis zu beschreiben und in Regeln zu fassen.

Der Handlungsmaßstab

Der Übergang von der Beschreibung einer Handlung zu ihrer sittlichen Bewertung geschieht auf ganz natürliche und gleichsam intuitive Weise. Wenn wir uns die Beschreibung einer Handlung als einen Maßstab denken, den wir auch an die Beschreibungen anderer Handlungen anlegen können, wird deutlicher, wie Beschreibungen einander ergänzen. Die Beschreibung konventioneller Handlungen liefert uns, in den von uns beschriebenen Handlungskonventionen, jene Maßstäbe, mit deren Hilfe geklärt werden kann, ob jemand konventionsgemäß richtig handelt oder von einer Konvention in seinen Handlungen abweicht.

Nur in einer hinreichend friedlichen und am Gemeinwohl interessierten Gesellschaft, ist es den Menschen möglich, sowohl das für sie individuell Gute als auch das für andere Menschen Gute anzustreben. In diesen Bemühungen sind aber alle Mitglieder einer Gemeinschaft darauf angewiesen, die genannten Maßstäbe zur Beschreibung und Bewertung dessen zu finden, was in ihrer Gemeinschaft anerkannt und für gut gehalten wird. Offenbar genügt es nicht, wenn sich jeder nur auf das von ihm angestrebte Handlungsziel beruft, denn das individuell für gut Befundene könnte auch Konflikte unter den Mitgliedern einer Gemeinschaft auslösen. Gesucht ist also ein geeigneter und allgemein verwendeter Maßstab, mit dessen Hilfe das Leben in einer Gemeinschaft,

4 Die Frage, wie ein Maßstab beschaffen sein muss, um unser Verhalten zu vermessen, ist z.B. in Platons Dialog „Philebos“ ein Diskussionsthema.

typischerweise das Leben in einem griechischen Stadt-Staat der Antike, vermessen werden kann. Spätestens hier kommt etwas ins Spiel, das uns als Begriff der „Verhältnismäßigkeit“ vertraut ist⁵. Auf den großen Plätzen der Städte der Antike, vor allem auf den Marktplätzen, war allen Teilnehmern am Marktgeschehen bekannt, welche Waren zu welchen Preisen angeboten werden. Was unter den zu erwartenden Preisen konkret zu verstehen war, wurde zwar von Fall zu Fall ausgehandelt, setzte aber in der Regel keinen beliebigen Handlungsspielraum voraus, sondern war Bestandteil zu erwartender Marktkonventionen. Märkte sind die vielleicht am leichtesten zu illustrierenden Beispiele dafür, was unter dem Maßstab der „Proportionalität“ im Handeln der Menschen zu verstehen ist. Märkte zeigen uns, wie allgemeine Handlungsmaßstäbe auf alltägliche Weise entstehen und beispielsweise das ökonomische Verhalten der Marktteilnehmer/innen bestimmen. Wäre das anders, wären also den Bürger/innen nicht bekannt, ob eine Ware günstig ist oder ob ein genannter Warenpreis unverhältnismäßig hoch ist, dann hätten Begriffe wie „günstig“, „angemessen“ oder „teuer“ keine erkennbare Bedeutung. Die zu erwartende Waren-Preis-Relation bestimmen auch die zu erwartenden Kauf- und Verkaufsgespräche. Was unter sittlichem Verhalten auf Marktplätzen zu verstehen ist, wird niemanden überraschen, der Märkte beobachtet. Märkte sind Beispiele für das Verhältnis von Beschreibungen und Normierungen menschlichen Handelns. Proportionalitätsverhältnisse, in der Funktion von Handlungsmaßstäben, finden wir auch anderswo. Wer nach Handlungsmaßstäben sucht, muss sich nur umschaun. Die Geometrie der Straßen, die Architektur einer Stadt, die Ausführung kultischer Bauwerke oder auch nur die Bewegungsmuster der Menschen an diesen Orten bilden gleichsam begehbbare Maßstäbe gesellschaftlicher Konventionen.

Handlungskonventionen

Viele der überlieferten Texte zu den Anfängen der Ethik blieben uns nur durch Zufälle erhalten. Glücksfälle der Geschichte. Ein solcher Glücksfall war der Umstand, dass ausgerechnet jener Philosoph und Ethiker, von dem die bedeutendsten Impulse für die Philosophie der Antike und für deren ethisches Denken ausgingen, einen Schüler gefunden hatte, der die Gespräche seines Lehrers aufzeichnete. Dass dieser Schüler seinerseits einer der bedeutendsten Philosophen der Antike war, ermöglicht uns heute tiefe Einblicke, in diese für uns oft rätselhaft wirkenden Anfänge der Philosophie als Wissenschaft.

Es war Sokrates, von dem noch näher zu sprechen sein wird, dessen philosophischen [e] Gespräche, die sogenannten „sokratischen Dialoge“, den Beginn einer Systematisierung der Ethik auf den Weg brachten. Sokratische Gespräche beginnen mit der Diskussion einer bestimmten Frage, die auf eine den Gesprächsteilnehmern bekannte Situation anspielt. Es genügt in diesem Falle, jene zu befragen, die als Mitglieder einer Konventiongemeinschaft entscheiden können, ob eine gesetzte Handlung einer Konvention entspricht. Wie es sich im Einzelfall verhält und ob dieser Einzelfall ein Beispiel für allgemeine Verhaltensnormen ist, das lässt sich in Gesprächen klären, die zur systematischen Lösung eines Problems oder einer gestellten Aufgabe beitragen. Werden Mitglieder einer Konventiongemeinschaft befragt, ob eine ihrer Meinung nach bestehende Handlungskonvention auch als Handlungsmaßstab gelten kann, dann müssen Meinungen ausgetauscht, geprüft, angenommen oder verworfen werden.

In sokratischen Dialogen finden wir unterschiedliche Formen solcher Gespräche, an denen in der Regel ein Fragesteller, ein Befragter und ein oder zwei Zeugen teilnehmen⁶. Diese klären gemeinsam,

5 Wir werden dieses Konzept einer Ethik des „angemessenen Verhaltens“ im Kontext der aristotelischen Philosophie an anderer Stelle näher betrachten.

6 Diese Konstellation entspricht nicht nur dem szenischen Aufbau der sokratisch-platonischen Dialoge, sondern auch dem der griechischen Tragödie oder Komödie.

ob und wie ein Handlungsmaßstab anzulegen ist oder ob ein angelegter Maßstab möglicherweise nicht geeignet ist, um mit seiner Hilfe ein Handlungsgeschehen zu beschreiben.

Die Beschreibung einer Konvention ist - wie bereits erwähnt - immer auch geeignet, die Funktion einer normativen Bewertung des Handlungsgeschehens zu übernehmen. Mit dieser methodischen und dialogorientierten Umwandlung einer Handlungsbeschreibung in eine Handlungsnorm, beginnt das, was wir heute als „Ethik“ bezeichnen. Ein kleiner Schritt für die Philosophie, aber ein großer methodischer Sprung für die Entwicklung der Ethik als Wissenschaft. Ein Schritt, der nicht hätte gesetzt werden können, wenn nicht erkannt worden wäre, dass gesellschaftlich [e] Formen einer Handlungsbeschreibung in aller Regel *nicht* „wertfrei“ sind, denn Beschreibungen spiegeln jene Konventionen, denen sie sich verdanken.

Gutes und Güter

Für Menschen des 21. Jahrhunderts ist der Begriff des „Guten“ aus mehreren Gründen begriffsgeschichtlich belastet. Nicht nur erscheint uns dieser Begriff heute teils zu abstrakt, teils zu verstaubt, um komplexe Verhaltensweisen in einer modernen Gesellschaft zu beschreiben. Es ist für uns auch fraglich geworden, ob dieser Begriff in seiner unübersehbar vielfältigen, kulturell und religiös geprägten Geschichte, nicht-relativistisch verwendet werden kann. „Das Gute“ scheint vor allem mit religiösen oder religionsphilosophischen Bedeutungen gleichsam überfrachtet zu sein. „Ethik“ - so hat es den Anschein - ist vielfach zu einer Frage der Lebenskunst oder der subjektiven Geschmacksästhetik geworden, denn vom „Guten“ hatten die Menschen zu unterschiedlichen Zeiten und an unterschiedlichen Orten nicht dieselben Auffassungen.

Das Problem einer wissenschaftlichen Ethik ist nicht, dass diese sich entwickelt und heutige Theorien der Ethik mit jenen früherer Jahrhunderte nicht übereinstimmen. Es ist auch kein Problem der Naturwissenschaften, dass sich Positionen vorsokratischer Naturphilosophen heute nicht mehr in Lehrbüchern der Physik finden. Wissenschaften entwickeln sich und auch der Ethik sollten Entwicklungsoptionen als Wissenschaft eingeräumt werden. Neben vielfältigen Unterschieden - zwischen antiken Formen der Ethik einerseits und der Ethik im 21. Jahrhundert andererseits - finden wir auch umfassende Gemeinsamkeiten ethischer Konzepte. „Gut“ nennen wir beispielsweise etwas, das uns vertraut ist. Etwas, das uns umgibt oder mit dem wir uns umgeben, weil wir es brauchen, weil es uns – auf welchen Wegen oder Umwegen auch immer – „gut tut“. Etwas galt und gilt bis heute als „gut“, wenn es für die Menschen auf nicht verborgene Weise etwas Gutes ist. „Gut“ für uns sind beispielsweise die durch ihre Alltäglichkeit ebenso vertrauten wie unauffälligen Dinge, die uns durch den Tag begleiten, ob es nun Nahrungsmittel, Werkzeuge oder andere Handelswaren sind. Die Einsicht, dass ein uns Vertrautes und Unauffälliges etwas Gutes sein kann, zeigt sich in unserem Wortschatz: Wir sprechen z.B. von „Gütern“ und nennen etwas „gut“, weil wir diese Güter für unser Überleben brauchen. Wasser - beispielsweise - ist für Menschen ein ebenso natürliches wie kostbares Gut. Viele sprachliche Wendungen erinnern uns an diese alltäglichen Bedeutungen dessen, was wir „gut“ nennen. Etwas „tut uns gut“, wurde von uns als ein „Gut“ erworben oder wird als „bewegliches Gut“ gehandelt. Wenn sich jemand auf das versteht, was er tut, so sagen wir beispielsweise, er habe „seine Sache gut gemacht“. Einer, der ein Musikinstrument baut, macht seine Sache gut, wenn dieses Instrument den künstlerischen Anforderungen seiner Kunden entspricht. Einer [?] der Schiffe baut, stellt etwas Gutes her, wenn das Schiff den Erwartungen der Auftraggeber entspricht. Würde es sofort im Hafen versinken, wäre wohl niemand bereit zu behaupten, hier sei etwas besonders „gut gelungen“.

Wir sprechen ständig von beweglichen oder unbeweglichen Gütern. Besitzt jemand ein landwirtschaftliches Gut, dann besitzt er etwas, das für ihn etwas Gutes ist. Menschen kommunizieren untereinander also nicht nur mit Worten, sondern auch mit Gütern, und dieser wechselseitige Austausch von Wörtern und Gütern dürfte auch vor 2400 Jahren nicht wesentlich anders ausgesehen haben als auf einem heutigen Marktplatz.

„Gut“ kann also etwas in vielerlei Hinsicht genannt werden. Menschen einer Gemeinschaft erstreben das Gute zwar auf unterschiedliche Weise, aber sie sind sich darüber einig, dass es etwas ist, wonach auch alle anderen Mitglieder einer Gemeinschaft streben, wenn auch vielfach auf unterschiedliche Weise. Offenbar leben Menschen in Gemeinschaften, deren Mitglieder nach dem für sie Guten suchen, um ein Leben zu führen, das auch unter den harten Lebensbedingungen und bei relativ geringer Lebenserwartung immer noch als ein gutes Leben gelten kann. Niemand aber kann Gutes erlangen, wenn andere Menschen ihm dies verwehren. Das Gute ist also von Anfang an etwas, das seine Anerkennung fordert und voraussetzt, um als ein für alle Menschen Gutes erkannt und anerkannt zu werden.

In diesem Zusammenhang sei ein mögliches Missverständnis erwähnt: Die Rede über das Gute, in Form von Gütern, könnte Anlass geben, das Gute als Folge des gemeinschaftlichen Handelns mit Gütern zu beschreiben. In diesem Fall wäre „Ethik“ eine Subdisziplin der Ökonomie. Doch die Suche nach dem Guten funktioniert anders als die Suche nach etwas, das einem Marktteilnehmer Vorteile verschafft, anderen hingegen schadet. Kein Kaufmann auf einem Marktplatz kann sich wünschen, dass andere Kaufleute dieselben Produkte zu denselben Preisen und Konditionen anbieten. Kein Händler wird sich wünschen, alle anderen Händler mögen ihn selbst zum Vorbild nehmen, denn träte dieser Fall ein, verlöre er als Marktteilnehmer jeden Wettbewerbsvorteil. *Ganz anders* verhält es sich aber in der Suche nach dem für alle Guten, denn die, die ethische Handlungsnormen mit anderen teilen, verbessern die Handlungsvoraussetzungen aller Akteure. Würde hingegen ein Unternehmer seine Wettbewerbsvorteile und sein Alleinstellungswissen, mit allen anderen Mitbewerbern teilen, könnte er nur verlieren. In der Ethik hingegen gilt der Handlungsgrundsatz „Gewinne durch Teilen!“ Das für alle Gute mag also zwar auch auf den Marktplätzen der Antike gefunden worden sein, denn auch dort suchen die Philosophen ihre Gesprächspartner, aber dieses immaterielle Gut kann nicht gehandelt, verkauft, besessen oder zum Nachteil anderer ausgespielt werden. Das Gute, das die Philosophen auf den Marktplätzen griechischer oder römischer Städte in Gesprächen mit den Bürgern suchten, war nicht etwas, das sich – auf Kosten anderer – hätte in Besitz nehmen lassen. Gut ist nur, was nicht zum Schaden anderer Personen instrumentalisiert wird.

Warum aber sollten wir etwas auch nur suchen wollen, wenn davon auszugehen wäre, dass wir es nicht zu unserem privaten Nutzen einsetzen können? Wie immer diese Frage auch beantwortet werden mag: sie setzt voraus, dass eine Antwort nur im Gespräch gefunden werden kann. Wir müssen Argumente und Gegenargumente erwägen und prüfen, um Antworten auf Fragen zu finden, die sich uns aufdrängen. Das Gespräch muss schon vorausgesetzt sein, um eine Antwort auf die Frage zu finden, was das Gute sei. Die Suche nach dem Guten ist bereits ein erstes Gutes, denn das, worüber wir sprechen, muss ein für alle Gesprächspartner Gemeinsames sein, weil die Gesprächsteilnehmer andernfalls nicht wüssten, wovon überhaupt die Rede ist. *Die Suche nach dem für alle Gesprächspartner Guten beginnt also damit, über dieses Gute zu sprechen.*

Sokrates war vermutlich der erste unter den Philosophen der Antike, der klar erkannte, dass die Suche nach dem Guten, was immer darunter auch im Einzelfall zu verstehen sein mag, mit dem gemeinsamen Gespräch darüber beginnen muss. In einem philosophischen Gespräch begeben sich Menschen auf die Suche nach etwas, das ihre gemeinsame Anerkennung als etwas für alle Vernünftiges finden kann und diese Suche wäre unsinnig, wenn ein vernünftiges Gespräch darüber

unmöglich wäre. Wir suchen etwas, weil uns bekannt ist, wonach wir suchen. Die Suche nach dem Guten ist also keine voraussetzungslose Suche.

Das sokratische Gespräch selbst war dieser erste Maßstab des Guten, denn in diesem Gespräch wurde das für alle Gute verhandelt, ausgetauscht und erinnert.

Das sokratische Gespräch

Philosophen der Antike entdeckten sehr früh, dass öffentliche Plätze in besonderer Weise geeignet waren, mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Aus etlichen überlieferten Anekdoten und Berichten wird deutlich, wie Philosophen die Marktplätze nutzten, um mit ihren Zeitgenossen in philosophische Unterredungen einzutreten.

So berichtet uns beispielsweise der Philosophiehistoriker *Diogenes Laertius* (3. Jhdt. n. Chr.) über einen gewissen *Diogenes von Sinope* (400-323 v. Chr.), der bei strahlendem Sonnenschein mit einer Laterne über den Marktplatz Athens gelaufen sei. Auf die Frage, warum er sich so verhalte, soll er geantwortet haben „Ich suche einen Menschen!“. Diogenes hatte bereits verinnerlicht, was zuvor schon von Sokrates (469-399 v. Chr.) gelehrt worden war: Maßstäbe des Guten sind nur in gemeinsamen und durchaus auch sehr persönlich geführten Gesprächen zu finden. So zeitgemäß uns heute diese Auffassung erscheinen mag, so ungewöhnlich und seltsam muss sie vor 2500 Jahren gewesen sein, denn wenn das Gute etwas Göttliches wäre, das Göttliche aber etwas Ewiges und Unbewegtes, wie könnte es dann in flüchtigen Gesprächen zu finden sein? Wie könnte über ein unveränderbares Gutes diskutiert werden, wenn sich in Gesprächen das Besprochene verändert, geprüft und bewertet, angenommen oder verworfen wird? Ist das Gute etwas, das aus gemeinsamen Gesprächen entstehen kann, dann – so hat es den Anschein – wäre es etwas Veränderliches. So veränderlich und flüchtig wie die Gespräche selbst, aus denen es – angeblich – hervorgeht. Wie aber kann ein Handlungsmaßstab stets aufs Neue verhandelbar sein, ohne seine Funktion als Maßstab zu verlieren?

Wenn wir den Blick von den vielfältig verhandelten Inhalten abwenden und nicht länger diese, sondern die Bedingungen betrachten, unter denen Gespräche geführt werden, erkennen wir gewisse Voraussetzungsbedingungen unserer wechselseitigen Verständigung.

Obwohl beispielsweise über den Preis der angebotenen Waren gestritten werden mag und obwohl Tratsch und Klatsch auf Marktplätzen die Regel sind und das Niveau der Gespräche gewiss nicht an eine philosophische Akademie erinnert, verlassen Käufer und Verkäufer diesen Ort für gewöhnlich in der Gewissheit, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Wäre es ihnen nicht gelungen, ritualisierte Verhandlungsregeln auf diesen Märkten zu beachten, hätten sie vermutlich keine guten Geschäfte gemacht. Die Idee, dass sich ein für alle Marktteilnehmer gemeinsames Gutes finden lässt, ist also keine Wahnvorstellung exzentrischer Philosophen der Antike, denn dieses gemeinsame Gute ist auch in den Voraussetzungsbedingungen einer gelingenden Verständigung zu suchen. Das sokratische Gespräch ist der Versuch, diese Suche nach dem Guten - unter Anleitung eines erfahrenen Gesprächsmoderators - auf den Weg zu bringen, auch jenseits aller Marktplätze.

Wenn wir uns auf diesem Wege der Frage nähern, wie die Ethik in der griechischen Antike entstanden sei, dann bieten uns die erwähnten sokratischen Gespräche, die von Platon (428-348 v. Chr.), einem Schüler des Sokrates, aufgezeichnet oder teilweise aus dem Gedächtnis rekonstruiert wurden, anschauliche Beispiele. (→ Sokrates / Platon)

Die Praxis der gemeinsamen Arbeit an einer Frage war in den sokratisch-platonischen Dialogen eng mit allgemeinen theoretischen Erwägungen und Argumenten verbunden. Philosophie wurde aber nicht betrieben, um allein die Vermittlung theoretischen Wissens zu befördern. Auch das praktische

Handeln war Gegenstand dieser Erörterungen und Diskussionen. Beides galt es zu bedenken: Theorie und Praxis des Handelns.

Theorie und Praxis der Ethik

Das Sprichwort „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ verweist uns an das bekannte Problem der Trennung zwischen Philosophen, die über ein Problem im Rahmen ihrer Grundlagenforschung nachdenken und jenen Praktikern, die bereits errungenes Wissen anwenden. Eine Trennung der Begriffe „Theorie“ und „Praxis“ ist aber in vielen Fällen nicht sinnvoll oder zweckmäßig. Letzteres ist leichter zu erkennen, wenn wir elementare Formen sprachlicher Mitteilungen betrachten. Ist eine sprachliche Äußerung an ihren Vollzug gebunden, kann niemand ein Versprechen nur „theoretisch“ abgeben. Mitteilungen wie „Hiermit verspreche ich dir, dass...“ erlauben keine Trennung der Theorie und Praxis des Sprachgebrauchs. Dies mag u. a. auch einer der Gründe dafür gewesen sein, dass vielen Philosophen der Antike nur das Gesprochene, nicht aber das geschriebene Wort geeignet schien, um philosophische Probleme zu diskutieren. Das uns heute vertraute Lehrer-Schüler-Verhältnis verzerrt diesen Sprachgebrauch. Beispielsweise legte Sokrates großen Wert darauf, nicht mit einem Lehrer verwechselt zu werden, der seinen Schülern theoretisches Wissen vermittelt, das diese einfach hinzunehmen hätten. Sokratische Dialoge repräsentieren kein „Buchstabenwissen“, sondern greifen in das Handlungsgeschehen selbst ein. Das Verhältnis von Lehren und Lernen wird austauschbar: Der Lehrende ist nicht weniger ein Lernender als dieser ein Lehrender ist. Ein Bildungsideal, das über viele Jahrhunderte hinweg in Vergessenheit geraten sollte.

Wenn wir heute über das Verhältnis von Theorie und Praxis sprechen, dann halten wir ein theoretisches oder praktisches Problem - auf die eine oder andere Weise - für lösbar. Sollte die Theorie versagen, findet sich vielleicht eine Lösung in der Praxis. Sollte umgekehrt kein praktischer Anwendungsfall zu finden sein, wäre es immer noch möglich, dass ein Problem zumindest in der Theorie gelöst werden könnte. Was wir aber in den erwähnten sokratischen Dialogen finden, ist gerade *nicht* ein Wechsel zwischen theoretischen und praktischen Lösungsansätzen eines Problems. Wenn ein argumentativ begründeter Lösungsversuch eines ethischen Problems scheitert, dann scheitert dieser nicht nur in der Theorie. Wenn andererseits eine Handlungspraxis scheitert, dann sind theoriegetränkte Begründungen möglich, die dieses Scheitern erläutern. Ist ein praktisches Beispiel ein solches der Anwendung einer allgemeinen Theorie oder einer allgemeinen theoretischen Annahme, dann scheitert mit der Praxis auch eine theoretische Verallgemeinerung dessen, was im praktischen Anwendungsfall geschehen ist. Unter dieser Voraussetzung kann *eine* Situation jedenfalls nicht eintreten, nämlich der Fall, dass etwas in der Praxis funktioniert, nicht aber in der Theorie. In der sokratischen Philosophie war die *Praxis* der gemeinsamen Arbeit an einer Frage derart eng mit allgemeinen theoretischen Erwägungen und Argumenten verbunden, dass es unmöglich gewesen wäre, diese Gespräche gleichsam als Unterrichtseinheiten zur Vermittlung theoretischen Wissens zu beschreiben.

Und dennoch ist diese Trennung heute - bedingt durch Formen der wissenschaftlichen Arbeitsteilung - immer noch üblich, auch wenn allenthalben zu hören ist, es sei an der Zeit, Theorie und Praxis zu versöhnen und die Wissenschaft aus ihren praxisfernen Elfenbeintürmen zu befreien.

Die Unterscheidung von Theorie⁷ und Praxis geht im Wesentlichen auf Aristoteles zurück, bezieht sich dort aber auf Vermittlungsprozesse zwischen Lehrenden und Lernenden, also gerade nicht auf

7 „θεωρεῖν / theoreîn“: „beobachten, betrachten, schauen“ und „πρᾶγμα / prâgma: Tat, Handlung, Verrichtung.

Gespräche unter Wissenschaftlern, die gemeinsam nach Antworten suchen, um eine Frage zu beantworten oder um ein gestelltes Problem zu lösen. In Lehrer-Schüler-Verhältnissen und bei vorausgesetztem Wissensgefälle haben wir es nicht länger mit der Einheit von Theorie und Praxis zu tun, wie sie uns noch in der Akademie Platons begegnet. Aristoteles vertritt das Prinzip der wissenschaftlichen Arbeitsteilung. Theorie und Praxis der Forschung repräsentieren diese Arbeitsteilung jedoch nur, solange beide unterschiedliche Ziele verfolgen. Weil es aber Aufgabe der Ethik ist, die für alle gemeinsamen Handlungsziele zu beschreiben, muss auch Aristoteles in seiner Ethik die Trennung von Theorie und Praxis wieder zurücknehmen⁸. Traditionsbildend wurden in der Folge dennoch beide Ansätze: das sokratisch-platonische Modell der *Einheit von Theorie und Praxis* ebenso wie jenes der wissenschaftlichen Arbeitsteilung und das Auseinandertreten von Theorie und Praxis in der aristotelischen Philosophie.

In den aktuellen wissenschaftstheoretischen und ethischen Debatten zeigt sich glücklicherweise deutlich die Tendenz, Theorie und Praxis nicht länger zu trennen und die Praxistauglichkeit einer Theorie nicht weniger zu fordern als die Theorietauglichkeit der Praxis.

Geschichte und System der Ethik

So unklar die Unterscheidung von Theorie und Praxis in der Philosophie auch sein mag, noch verwirrender ist vermutlich die Unterscheidung von historischen und systematischen Aspekten der Philosophie. Wie kam es zu dieser Verwirrung?

Jede Geschichte kann auf sehr unterschiedliche Weise erzählt werden. In den seltensten Fällen aber wird eine Geschichte aus einer Abfolge von Ereignissen bestehen. Auch die Geschichte der Philosophie lässt sich als chronologische Abfolge von Lehrmeinungen beschreiben. Letzteres wäre aber eine sehr oberflächliche Form, über sie zu berichten. Jene, die schon in der Antike damit beauftragt worden waren, diese Geschichten aufzuzeichnen, konnten dieser Aufgabe nur nachkommen, wenn sie entweder die Fülle der Informationen, die vermittelt werden sollten, beschränkten oder aber Informationslücken durch subjektive Rekonstruktionen oder fiktionale Berichte zu schließen versuchten.

Wenn heute Zeitschriften oder Zeitungen ihre Zielgruppen bedienen und die Weitergabe von Informationen filtern, dann setzen sie damit eine Technik fort, die wir bereits in der Antike finden. Auch die Berichterstatte oder Chronisten in früheren Zeiten bedienten die Interessen ihrer Auftraggeber oder die Interessen des Publikums. Was als hinreichend bedeutend gilt, um darüber zu berichten, war damals und ist heute von Faktoren abhängig, die sich im Laufe der Zeit zwar verändert haben, aber niemals in einem gleichsam interessenbefreiten gesellschaftlichen Vakuum entstanden. Andererseits ist die Frage, welche Texte überliefert werden, auch dem Zufall überlassen, denn zahllose nicht vorhersehbare Ereignisse spielen eine ebenfalls entscheidende Rolle in der Textüberlieferung. Häufig blieben uns nur jene Texte erhalten, die nicht ein Opfer der Flammen oder anderer verheerender Ereignisse geworden waren. Schätzungen gehen davon aus, dass möglicherweise nur jeder tausendste Text aus dem Bestand antiker Bibliotheken heute noch erhalten ist. Der Gesamtbestand der heute bekannten Texte der Antike (etwa 3000 Schriftrollen-Äquivalente) ließe sich in jedem größeren Zimmer unterbringen. Gelegentlich kennen wir nur die Schriftenverzeichnisse und Berichte späterer Autoren, die uns eine gewisse Kenntnis der Literatur

8 Die „Nikomachische Ethik“ des Aristoteles wurde nach seinem Sohn (Nikomachos) benannt, und deutet bereits im Titel die Verbindung Theorie und Praxis an, die jede Handlungstechnik voraussetze.

jener Zeit vermitteln. Beispielsweise berichtet uns der Philosophiehistoriker *Diogenes Laertius* (3.Jhdt. n.Chr.) über Texte, die bis heute unauffindbar geblieben sind oder nur in Form von Fragmenten die Zeiten überdauert haben. Von zahllosen Texten der Philosophiegeschichte der Antike sind uns nicht einmal deren Titel erhalten geblieben. Dass sie dennoch existiert haben müssen, lässt sich indirekt folgern. Beispielsweise aus dem räumlichen Fassungsvermögen der Ruinen antiker Bibliotheken. Kurz: Es grenzt an ein Wunder, dass überhaupt ein einigermaßen gesichertes Wissen über die Philosophie dieser Zeit aus den Schriftbeständen rekonstruiert werden konnte. Die erhalten gebliebenen antiken Schriften zu Fragen der Ethik sind vielfach nur in Abschriften oder Übersetzungen aus zweiter Hand bekannt. Etliche der (nicht selten auf abenteuerlichen Wegen) überlieferten Werke griechischer Philosophen wirken heute auf einen unbefangenen Leser, als habe jemand mit Schere und Klebstoff etwas aus Fragmenten zusammengefügt, das zwar den Anschein eines in sich geschlossenen Textes erwecken mag, tatsächlich aber auf einer zweifelhaften Zusammenstellung überlieferter Fragmente beruht. Wenn dennoch ein gewisser Konsens darüber zu finden ist, was Philosophen dieser Epoche gelehrt haben, dann verdanken wir diesen Konsens der philologischen und textvergleichenden Forschung.

Gelegentlich erinnert die Arbeit an der Rekonstruktion dieser Texte an Versuche, den Verlauf einer antiken Straße aus den Fundstücken verstreuter Pflastersteine zu rekonstruieren. Erstaunlicherweise gelingt dies oft, weil unter normalen Umständen der Verlauf einer Straße die geographischen und geologischen Bedingungen einer Strecken- oder Trassenführung berücksichtigt. Übertragen wir diese methodische Analogie auf die Rekonstruktion antiker Texte, dann werden wir auch hier die Textgestalt in vielen Fällen rekonstruieren können. Wenn wir andererseits bedenken, dass die Kenntnis der Entwicklung philosophischer Positionen und Theorien auch ein Wissen um historische Kontexte ihrer Entstehung berücksichtigt, wird deutlich, dass ein erheblicher Anteil des tradierten Wissens in seiner überlieferten Form problematisch bleiben muss, ungeachtet aller philologischen, komparatistischen oder archäologischen Leistungen und Errungenschaften. Die Geschichte der Philosophie gleicht gewissermaßen einem komplexen Puzzle, dessen wenige uns überlieferten Teile Anlass zur Hoffnung geben, aus ihnen auf den Inhalt eines deutlich größeren Bildes schließen zu können. Ein erheblicher Anteil der heute als gesichert geltenden Geschichte der antiken Philosophie beruht auf solchen Rekonstruktionsversuchen, philologischen Analysen, historischen Interpolationen, paläographischen Rekonstruktionen und anderen Methoden der Text-Rekonstruktion.

Dennoch ist die Frage, was unter „Philosophiegeschichte“ zu verstehen sei, häufig mit Klischees verbunden. Zum einen ist die Gegenüberstellung einer Philosophiegeschichte in Form einer Ereignis-Chronik irreführend. Eine Geschichte so zu erzählen, dass in ihr eine kulturgeschichtliche Entwicklungslinie des Denkens sichtbar wird, kann niemals in einer sinnbefreiten Aneinanderreihung versprengter Texte enden, gleichsam als sei Herkunft, Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte etwas fraglos Gegebenes. Zum anderen ist die Geschichte der Philosophie bereits der erste Anwendungsfall philosophischer Theoriebildung, in der diese sich zu bewähren hat. Die Suche nach Motiven und Gründen dafür, dass ein Text überliefert wurde, schließt die Suche nach einer Theorie der Wissenschaftsentwicklung ein. Niemand wird behaupten können, ein Philosoph aus Athen habe diese und jene Auffassung vertreten, wenn nicht zugleich bekannt ist, welche Auffassungen über Natur und Gesellschaft in dieser Zeit und an diesem Ort üblich oder zu erwarten sind. Andererseits setzt ein Vergleich der damals und heute verwendeten Begrifflichkeiten natürlich auch voraus, dass zumindest näherungsweise ein Wissen darüber besteht, welche Wandlungen philosophische Begriffe im Verlauf der Jahrhunderte durchlaufen haben. Erst wenn diese Problemstellungen untersucht worden sind, ist eine systematische Darstellung dieser Begriffe sinnvoll. Kurz: *Systematisch* wird diejenige Form der Philosophie genannt, die die Funktionsweise eines Begriffes unter dem methodischen Vorbehalt beschreibt, dass seine Verwendung zu allen Zeiten im Wesentlichen

vergleichbar ist, weil - über alle Zeitläufte hinweg – ein und dasselbe Problem erhalten geblieben ist. Beispielsweise ist die Frage, unter welchen Bedingungen welche Handlungen ethisch gefordert sind, eine im Wesentlichen zu allen Zeiten vergleichbare Frage, deren Antworten systematisch verglichen werden können. Anders gesagt: Die systematische Philosophie setzt voraus, dass philosophische Begriffe und Theorien über die Jahrhunderte hinweg vergleichbare Probleme untersuchen konnten. Ein philosophisches Problem der Antike ist in gewisser Weise zeitlos, wenn wir auch heute noch an seiner Lösung arbeiten, auch wenn sich die wissenschaftlichen Arbeitsmethoden und Theorien natürlich laufend verändern und verbessern. Erreicht eine Geschichte der Philosophie dieses systematische Niveau der Vergleichbarkeit von Problemen, ist sie nicht länger eine Chronologie verstreuter Lehrmeinungen.

Ethik und Moral

Nicht weniger verwirrend als die begrifflichen Folgen unserer Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis oder zwischen Geschichte und System der Ethik, ist die Unterscheidung zwischen Ethik und Moral. Ethik, im ursprünglichen Sinne, meint Sitte und Gepflogenheit der Menschen, an einem Ort und zu einer bestimmten Zeit.

Als der römische Anwalt, Schriftsteller und Philosoph Marcus Tullius Cicero (106-43 v.Chr.) damit begann, die griechischen Texte ins Lateinische zu übertragen, suchte, fand und erfand er lateinische Begriffe, gleichsam sprachliche Äquivalente der griechischen philosophischen Fachterminologie für die lateinische Sprache. Aus dem altgriechischen „*êthikê*“ wurde die „*philosophia moralis*“ und aus diesem Terminus entwickelte sich das deutsche Lehnwort „Moral“ bzw. „Moralphilosophie“.

Dennoch hält sich bis heute die Auffassung, Ethik und Moral seien unterschiedliche Disziplinen, weil es Aufgabe der Moralphilosophie sei, konkrete Handlungsnormen zu finden, während der Ethik die Aufgabe zufalle, den theoretischen Überbau der Moralphilosophie zu beschreiben.

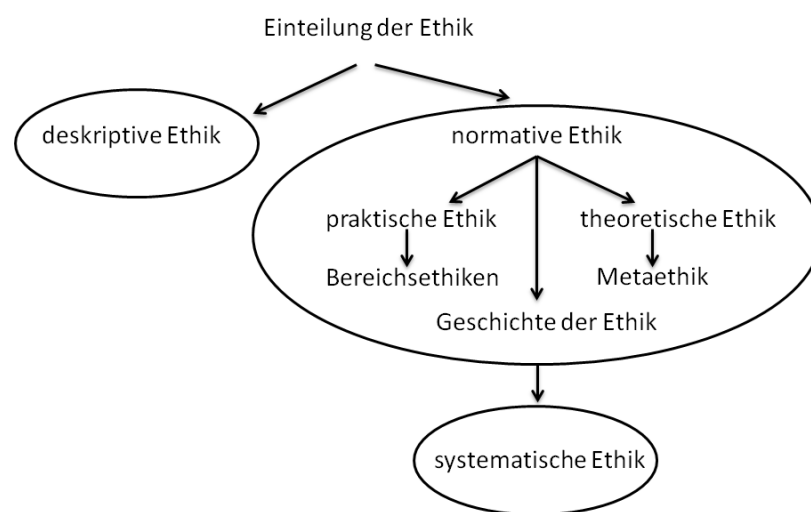
Diese Auffassung ist, auch wenn sie immer noch verbreitet sein mag, aus mehreren Gründen zurückzuweisen. Jeder Mensch ist, wenn er handelt, Mitglied einer Gemeinschaft. Wenn also der, der denkt und plant, auch der ist, der handelt und im Handeln seine Pläne umsetzt, dann ist jede Handlungspraxis die Folge rationaler Überlegungen. Wir könnten auch sagen, jedes Handeln sei *theoriegetränkt*, weil es unmöglich ist, Mittel und Zwecke einer Handlung zu bestimmen, ohne über deren Verhältnis nachzudenken. Genau für diesen Fall aber hatte man in der Antike den Begriff „Ethik“ geprägt, denn sittlich handelt derjenige, der als Individuum und in Übereinstimmung mit gesellschaftlich anerkannten Gepflogenheiten handelt. Ein Athener handelte im Stadt-Staat der Athener wie ein Athener, er würde andernfalls nicht als Athener gelten. Wollte man einem Athener vermitteln, er handle wie ein Spartaner, der sich nach Athen verirrt hätte, hätte man ihn beleidigt. Die Unmöglichkeit, Theorie und Praxis in einer Handlungskonvention zu trennen, auf die zuvor bereits verwiesen wurde, wird vielleicht noch deutlicher, wenn wir diese Unterscheidung am Modell eines Gesellschaftsspiels erläutern. Niemand kann ein Gesellschaftsspiel nur in der Theorie spielen, denn jedes Beispiel, das die Theorie beschreibt, ist ein Beispiel der Spielpraxis dieses Gesellschaftsspiels. In allen Fällen erläutert die Spielpraxis das Spiel nicht weniger als die Theorie, die dieses Spiel beschreibt. Sofern also überhaupt zwischen „Ethik als Theorie“ und „Moral als angewandter Ethik“ zu unterscheiden ist, können wir diesen Unterschied als Aspekt derselben sittlichen Handlungen beschreiben. Wir wären auch fiktiv nicht in der Lage, Beispiele für ein vermeintlich theoriefreies Handeln zu finden. Auch eine Moral setzt eine Handlungstheorie voraus, sie stünde andernfalls nur für blindes aktionistisches Handeln. Sofern Fragen der Anwendung einer Ethik ins Spiel kommen, können wir von angewandter Ethik oder von *Bereichsethik* sprechen, nicht

aber davon, dass Moral für unreflektiertes Handeln steht und „Ethik“ nur für praxisferne Theorie der Moral⁹.

Bereichsethiken sind beispielsweise die Sozialethik, die medizinische Ethik, die ökologische Ethik oder die Medienethik usf.. Sofern sich Ethik und Moral auf das oben beschriebene Verhältnis von *Theorie und Praxis* beziehen, ist die Trennung dieser Begriffe (Ethik / Moral) in unserer Sprachpraxis zwar immer noch präsent, doch die Gründe, die gegen die Trennung von Theorie und Praxis sprechen, sind auch Gründe, die gegen die Unterscheidung von Ethik und Moral sprechen.

Aufbau der Ethik

Auf der Grundlage der bisher beschriebenen begrifflichen Ausdifferenzierungen können wir die Ethik – grob betrachtet – auf die folgende Weise einteilen:



Die deskriptive Ethik beschreibt das Verhalten der Menschen, bewertet dieses aber nicht. Die normative Ethik hingegen formuliert ethische Imperative, entweder auf der Grundlage von universellen Regeln oder auf der Grundlage der Anwendung einer Theorie mit Hilfe von Beispielen. Die deskriptive Ethik, die sich der normativen Bewertung menschlicher Handlungen enthält, ist die Voraussetzungsbedingung jeder normativen Ethik, denn niemand kann sagen, was in einer Situation zu tun ist, wenn er nicht in der Lage ist, diese Situation angemessen zu beschreiben. Ob dies der Fall ist, kann neuerlich nur die deskriptive Ethik zeigen, mit deren Hilfe wir beschreiben, was geschieht.

In diesen Skripten wird sich der überwiegende Anteil der Texte auf normative Ethiken beziehen. Eine Ausnahme bildet die deskriptive Ethik Wittgensteins und die Diskurstheorie bei Habermas, letztere aber nur insofern, als in ihr immer auch Geltungsansprüche der Diskursteilnehmer/innen beschrieben werden können, ohne aus der Beschreibung dieser Ansprüche diese auch in ihrer normativen Verallgemeinerung behaupten zu müssen.

Die bisher noch nicht erwähnte „Metaethik“ beschreibt das Verhältnis unterschiedlicher Theorien der Ethik. Auch die Metaethik ist eine Form der deskriptiven Ethik, denn sie entscheidet nicht, welchen der von ihr analysierten Theorien der Ethik der Vorzug zu geben wäre. Vielmehr analysiert

9 Wir werden dieser identischen Verwendung von „Moral“ und „Ethik“ auch in Kants „Moralphilosophie“ begegnen, die sich selbst als universelle Ethik versteht.

sie den Stufenbau der Ethik, der mit individuellen Handlungsentscheidungen beginnt und mit allgemeinen Theorievergleichen universeller Handlungsnormen endet.

Lernziele

- Verständnis der Unterscheidung von deskriptiven und normativen Aussagen
- Verständnis der Frage, warum und wie in der Ethik nach Handlungsmaßstäben gesucht wird
- Erstes Verständnis der Wechselbeziehungen gesellschaftlicher Konventionen und Handlungsregeln
- Verständnis der einerseits vielfältigen, andererseits universalen Bedeutung von „gut“
- Erstes Verständnis der Funktion des Diskurses in der Suche nach universellen Bestimmungen des Guten
- Verständnis des Verhältnisses von Theorie und Praxis
- Erstes Verständnis der Unterscheidung von „Geschichte“ und „System“ der Ethik
- Verständnis der Begriffe „Ethik“ und „Moral“

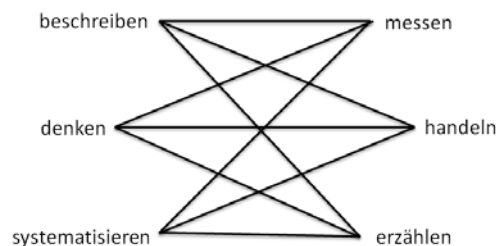
Übungen

Übungen zur Begriffsanalyse:

- Was bedeutet es, wenn Menschen sagen, etwas sei „gut“?

Übungen zur Klärung nachfolgender Begriffsrelationen:

- Diskutieren Sie die folgenden Begriffsrelationen und suchen sie nach analytischen Beschreibungen der verwendeten Begriffe:



Übungen zur Frage, ob oder inwiefern Beschreibungen theoriegetränkt sind:

- Diskutieren Sie darüber, ob die Auswahl eines Beschreibungsausschnitts bereits eine Bewertung des zu Beschreibenden enthalten muss.
- Diskutieren Sie die Frage, ob eine theoriefreie Beschreibung unserer Umwelt möglich ist.

Übungen zur Frage der Unterscheidung deskriptiver und normativer Aussagen:

- Diskutieren Sie die Frage, was zu tun ist, um mit einem Maßstab eine Länge zu normieren und was zu tun ist, um mit diesem Maßstab etwas zu beschreiben?
- Was kann unter „Proportionalität“ verstanden werden, wenn wir menschliches Handeln beschreiben?

Übungen zur Frage der Vergleichbarkeit ökonomischer und ethischer Güter:

- Was unterscheidet ökonomische und ethische Güter?

Übungen zur diskursiven Grundlage der Anerkennung des Guten:

- Inwiefern ist ein Gespräch über das Gute eine Voraussetzungsbedingung der begrifflichen Bestimmung des Guten?
- Wie kann, was ein dauerhaft Gutes ist, aus Gesprächen mit wechselnden Inhalten entstehen?
- Was ist unter einer relativistischen Ethik zu verstehen?
- Was spricht für, was gegen den ethischen Relativismus?
- Nennen Sie Beispiele für die vielfältigen Bedeutungen von „gut“ im alltäglichen Sprachgebrauch.

Übungen zur Unterscheidung der Begriffe „Theorie“ und „Praxis“:

- Warum ist es problematisch, Theorie und Praxis der Ethik gegeneinander auszuspielen?

Übungen zur Unterscheidung von „Ethik“ und „Moral“:

- Diskutieren sie die Frage, was für und was gegen eine Trennung von Theorie und Praxis in den Wissenschaften spricht.

Übungen zur Unterscheidung von Geschichte und Systematik der Philosophie:

- Was unterscheidet eine chronologisch berichtete Abfolge von Ideen von einer Entwicklungssystematik dieser Ideen?